

Nr. 75. Bromberg, den 30. März 1930.

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

Urheberschutz für (Copyright by) Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin 1922.

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Auf den Jaun nieder leuchtete die Sonne, sein langes, steckiges Haar glänzte, aber das gelbe Gesicht färbte sich nicht unter der Wärme. Auf der Oberlippe stand ein kurzer schwarzer Schnurrbart, borstig, nicht geschniegelt wie die Städter es lieben. Die ganze, mittelgroße, hagere Gestalt, die im Boote mehr lag als saß, entbehrte dessen, was den Städtern ein Ebenmaß, eine äußere Feinheit gibt. Den Hut hatte er abgelegt, einen runden, kleinen Filz, wie er ihn als Student getragen haben mochte. Er trug einen schwarzen, weiten Anzug und sah darin aus wie ein armer Schlucker, dem ein Reicherer den Staatsrock geliehen hat.

Jaun Ziegler dürstete nach dem Ufer hinüber, dem der Schiffmann das Boot zuruderte. Der Isengrund schimmerte schon herüber; ein grüner, goldenüberstrahlter Saum, glänzte der Eingang des Hochtals herab, und Schneetürme ragten rings, und Schneesäulen gleißten und breite Firne brannten in weißem Glühen; der Wildifirn, das Rothorn, der „sonnig Kögel“ und sein Bruder, der nachtfinstere „schattig Kögel“ standen dort an den Himmel gebaut. Das stieg auf und sah herab und leuchtete und glomm und grüßte. „Jesses, wie schön“, sagte der Jaun leise und konnte auf einmal wieder Heimdeutsch, das er in St. Felix ganz verlernt zu haben glaubte.

Das Boot strich weiter; der Schiffmann hatte einen tüchtigen Zug. Immer deutlicher trat die Gestaltung des Ufers ins Auge. Jetzt lag, mit einer ganzen Flut goldenen Sonnensegens übergossen, weit zur Rechten die heilige, heimliche Matte, wo die Väter geschworen hatten, jetzt entzog sie eine vorspringende wölbige Bergbrust dem Blick. Jaun sah sich nach seinen im Nauen geborgenen Habseligkeiten um, zwei Kisten und demselben gelb bemalten, schmucklosen Holzkoffer, den er vor vielen Jahren auf seiner Gabel selber zu Tal getragen hatte. Das Ufer war nah.

„Da sind wir bald“, sagte der Schiffmann, aufschnaufend, es mochte ihm durch den Kopf gehen, daß er noch selten einen langweiligeren Gast gefahren. Jaun langte nach dem Hut und stand auf. Wenn er noch ein Geißbub gewesen wäre, so würde er gejodelt haben, obgleich er nie zu den Singlustigen gehört hatte; es drängte etwas in ihm, das hinausgejauchzt sein wollte. Die Brust war ihm weit. Jesus, wie war das Land schön, dem er da entgegenfuhr. Er begriff es nicht, daß er nicht Heimweh gehabt hatte, unzähmbar, schon lang. Daß das Heimkommen nicht ganz glatt war und nicht ganz freudig, vergaß er ganz; es war ihm, als müßten oben auf der Höhe schon die Cille und die Clari-Marie mit offenen Armen stehen und vor Ungeduld hin und her trampeln, bis daß er komme. Es war alles klar und sonnig und schön an diesem gesegneten Morgen, da der Jaun heimfuhr.

Jetzt stieß der Nauen auf den Uferkies. Ein Fahrknecht des Ländewirts, dessen Haus an der Stelle stand, wo die Straßen sich teilten, ergriff die Bootkette. Außer ihm war niemand nah. Aber der Jaun griff selber mit an und half jenem die drei Kisten an Land stellen, lohnte den Schiffmann ab und lud ihn zu einem Trunk ins Wirtshaus. Nach einer kurzen Weile begann er selber den Aufstieg nach seinem Dorf. Seine Siebensachen ließ er beim Wirt. Unbeschwert, mit Schritten, die die Ungeduld flink machte, stieg er hinan. Immer war die drängende Freude in ihm und die Lust zu jauchzen und die Erwartung: Droben werden sie stehen! Erst als er der Höhe ganz nahe war, fiel ihm ein, daß sie im Isengrund nicht wußten, daß er heute kam. Unterwegs waren ihm ein paar Menschen begegnet, zwei Weiber mit Bündeln, die zu Markt fahren mochten, ein Bauer, der eine Kuh wegabwärts trieb, und zwei Knechte mit Gabeln, alle hatten ihm das „Tag“ geboten, aber mit jener kurzen, scheuen Art, die vorbeigeht und nachher mit offenem Maule nachgafft. Er hatte keinen gekannt. Es war eine lange Zeit, die er fort gewesen war!

Jetz kam die letzte Straßenwindung, die Luft wurde frei. Tief unten der blaue See, hoch oben der blaue Himmel, dazwischen glitzerndes Leuchten! „Wie schön,“ dachte der Jaun wieder und schnaufte. Jetzt sah die Kirchturmspitze über den Saum der Isengrundebene, jetzt wuchs die Kirche selber hervor, die graue, starke! Die war noch immer wie früher und der Weg dorfein auch; Haus um Haus schlüpfte aus dem grünen Talgrund herauf, an dessen Hängen, unter den Wäldern sonderlich, noch einzelne unsaubere Schneestellen hafteten. Nun lag das Tal ganz offen. Da hatte sich nichts geändert, weit hinein liefen die grünen Mattenbänder und die dunkeln der Baumwälder und die Rotfelsen darüber und im Westen, die Mauer und Schranke, strahlte der Wildifirn. Der Jaun blieb unwillkürlich stehen; er hatte Herzklopfen, es war ihm, als müßte er den Hut abnehmen, warum, wußte er nicht recht; und dann, weil er scheu war, vor sich selber scheu, ließ er ihn sitzen, den Hut.

Die Straße war leer. Langsam hob er an, dorfein zu gehen, an der Kirche vorbei, dem „Löwen“ zu. Niemand begegnete ihm, bis er an das Gasthaus kam. Er besann sich, ob er dort eintrete. Da war seine Wohnstatt, da war er jetzt daheim! Aber es litt ihn nicht, er mußte zuerst hinüber, um die Ecke, ein paar Schritte den Rothornweg hinan.

Als er am Gasthaus vorbeiging, ließ er den Blick von ungefähr nach der Höhe der Lehne gehen. Der Rothornweg verlief dort im Walde. Es fiel ihm auf, daß eine ganze Schlange von Menschen an diesem Weg sich aufwärts bewegte, und er wunderte sich, was dort geschah. Es muß eine „Gräbt“ sein, fiel ihm ein.

Nach wenigen Schritten stand er vor der grünen Türe des Zieglerhauses. Wieder wie vorhin beim Eintritt ins Dorf war ihm der Atem kurz. Er zögerte einzutreten; dabei faßte ihn ein Erstaunen, daß es in allen Straßen leer war, daß die Häuser wie ausgestorben lagen. Selbst drüben die Werkstätte der Clari-Marie stand offen, und es war niemand im Innern. Noch einmal sah er über den Rothornweg hinan. Da mußten alle hinaufgelaufen sein. Was da geschehen war?!

Nun legte er die Hand auf die Türklinke, aber die Tür ging gleich darauf von selber zurück. Ein Mädchen stand im Flur in schlichtem, wohl um die zierliche Gestalt sich schmiegendem, dunkelbraunem Kleid. Es war bleich, mochte erschrocken sein, daß da plötzlich einer an der Türe stand. Die dunkeln Augen schauten einen Augenblick verstört aus dem schmalen Gesicht. Ein Ton wie ein unterdrückter Schrei war ihr entfahren.

„Ist die Frau Clari-Marie daheim?“ fragte Jaun. Der Heimdialekt kam ihm von selber und da, als sie ihn reden hörte, flog ein Lächeln um der Severina schönen Mund, die Flügel der zierlichen Nase zuckten.

„Ihr — bist du — gelt, du bist der Jaun, der Doktor?“ sagte sie verwirrt und doch in ausbrechender Lustigkeit. Ein leises Rot kam dabei in ihre Wangen.

„Wer bist denn du?“ fragte er statt aller Antwort; er lachte selber ein wenig, aber dabei stand er unbeholfen da, wußte nicht wohin mit den langen Armen, nur für die Augen hatte er einen sicheren Platz, die kamen nicht los von der Severina Gesichtlein.

„Die Severina bin ich,“ sagte diese.

„Ist nicht möglich,“ staunte er, „der Base Trine ihre Severina?“

„Sicher,“ lachte das Mädchen.

Der Jaun trat einen Schritt in den Flur, er streckte jetzt doch die Hand aus. „So, gut Tag, du,“ sagte er.

„Gut Tag“! Sie legte ohne Scheu die Hand in die seine und ließ sie in seiner knochigen Rechten, die so weiß war wie sein farbloses Gesicht; die Hand war das einzige, das nicht mehr bäuerisch war an ihm.

Der Jaun hielt die Finger der Severina lang, er wußte nicht mehr, wie er sie loslassen sollte, zuletzt leitete er das Mädchen der Wohnstube zu. „Sind sie drinnen?“ fragte er.

Die Severina schrak zusammen. „Jesses, nein,“ sagte sie hastig, wendete sich und eilte nach der Haustüre zurück Dort blickte sie hinaus, nach oben, nach unten. „Ist er schon hinauf, der Pfarrherr?“ stammelte sie, und als der Jaun hinter sie trat: „Da kommt er just, der Pfarrherr.“

„Was ist denn?“ fragte Jaun.

„Denk doch, den Scharfegghüttler, den Strahler, den Wipfli, haben sie tot gefunden da oben.“

„Verunglückt?“ fragte Jaun.

Draußen über den Weg stieg eben der Pfarrherr hinauf, ein paar Buben hasteten vor ihm einher, die nach ihm ausgeschickt worden sein mochten.

„Erschlagen, hat einer gesagt, — Geld fehlt ihm, hat einer gesagt vorhin,“ erzählte die Severina zitternd.

Jaun richtete sich auf. „So will ich einmal hinaufsehen,“ sagte er und trat schon auf die Schwelle. „Sie werden oben sein, die Clari-Marie und die Mutter?“ fragte er. Die Severina nickte.

„Gehst auch mit?“ fragte er noch.

Aber sie schauderte. „Nein! Ich kann keinen Erschlagenen sehen.“

Da nickte er ihr zu und stieg rasch bergan. Kein Mensch kam ihm entgegen. Sie hielten alle oben aus. Jetzt sah man sie in dichten Haufen, an der steilen Halde stehen, die meisten in einem Halbkreis um eine bestimmte Stelle geordnet, Männer und Weiber mit gesenkten Köpfen, dicht aneinander gedrängt, die Hinteren mühsam über die Vornstehenden hinspähend. Das graue Schindeldach des Rotalgadens schien von der Sonne getroffen, silberig über sie herab, ein paar Buben hockten oben und schlenkerten die nackten Beine in der Luft. Sie hatten sich die Plätze erobert, von wo aus die beste Aussicht in ein fahles, blutiges Gesicht war, das von den rohen Pflastersteinen, der Gadenmauer zu seiten, in den blauen Himmel hinaufsah. Der Pfarrherr erreichte eben die Schar der Dörfler; eine Gasse tat sich für ihn auf und schloß sich wieder. Ein paar Bauern hatten sich nach ihm umgewendet und dabei den Juan erblickt, der hinter ihm herstieg. Sie wunderten sich über den, der da im schwarzen Gewand heraufkam und nicht zum Dorfe gehörte. Sie stießen einander an; mehr Köpfe drehten sich; ein Flüstern hob an.

Jaun stieg vollens hinauf. Als er mit einem stummen Nicken zu ihnen trat, gaben sie soweit Raum, daß er einen Durchblick auf das gewann, was im Kreise vorging. Dort lag der Scharfegghüttler lang ausgestreckt; er erkannte ihn noch an dem braunen spärlichen Bart, der wie zersetzt aussah und nur grau geworden war in den Jahren; es schien ihm, als stecke der Bauer noch im selben abgetragenen Schafwollgewand wie damals, als er, der Jaun, noch ein Bub gewesen war. Neben dem Toten kniete der Pfarrherr und betete erst, dann hob er an, die Leiche zu betasten und zu untersuchen. Ihm gegenüber stand die Clari-Marie, dem Jaun klopfte das Herz rascher, als er auf einmal ihr gelbbleiches Gesicht voll gegen sich gerichtet sah. Es wunderte ihn, daß sie ihn nicht erkannte; einmal flog der strenge Blick ihrer grauen Augen gerade über sein Gesicht. Auch sie hatte sich wenig verändert. Vielleicht war ihre schwere Gestalt noch voller geworden, noch mehr in die Breite gegangen, und in ihrem Gesicht war ein herrischer Ausdruck, den sie früher nicht gehabt hatte.

„Gebt Euch weiter keine Mühe, Pfarrherr, erfallen ist er, das ist sicher,“ sagte sie jetzt. Dabei waren ihre Züge still und hart. Der schmale Mund war wie ein fester Strich von einer weißen, faltigen Wange zur andern. Ihr Kinn sprang vor und der starke Unterkieferknochen schimmerte weiß durch die Haut.

Jetzt sprach einer aus der Menge der Gaffer. „Aber das Geld! Ich bin sicher, daß er Geld bei sich gehabt hat. Er ist mit einem ganzen Sack voll Strahlen*) ins Tal gegangen; zurück bringt er keine. So hat er sie verkauft.“

„Sicher hat er,“ murmelte es unter den Zuschauern. Einer knurrte: „Verkauft, jawohl, wer hat es gesehen?“

Die Clari-Marie sagte: „Vom Tal herauf ist ein weiter Weg, da kann er das Geld hundertmal verbraucht, vergeben oder verloren haben.“

„Ja, ja,“ gab ein Haufe ihr recht. Der, der vorhin gemurrt hatte, stieß ein unwirsches „Natürlich“ durch die Zähne. Der Jaun blickte nach ihm hinüber, der verdrossene Ton fiel ihm auf, er erkannte den Rottalbauern. Er stand etwas im Hintergrund, war so lang, daß er leicht über alle andern hinsah, und hatte ein Gesicht, so fahl wie der, der tot wenige Schritte vor ihm am Boden lag. Aber das hatte er immer gehabt, der Furrer. Dem Jaun fiel ein: Wozu bist du ein Doktor, geh und sieh zu, was dem Toten geschehen ist.

„Laßt mich durch“ sagte er zu den Zunächststehenden, dabei stemmte er die Ellbogen ein und drängte vorwärts. Unwillkürlich machte man auch ihm Platz. Als nur noch die letzte Reihe zu durchbrechen war, sah er einen Augenblick den Weg durch ein hageres, langes, schwarz gekleidetes Weib gesperrt. „Laßt mich durch,“ sagte er auch hier. Da drehte die Frau sich nach ihm um. „Jesses,“ entfuhr ihr ein halber Schrei. „Jaun, bist du es?“ fragte sie dann.

Er hatte bei ihrem Ausruf aufgeblickt. „Ihr,“ sagte er nur; in seinen sonderbaren Augen, von denen man nie wußte, wohin sie blickten, war für eines Gedankens Länge ein warmes Licht. Er reichte der Cille, seiner Mutter, die Hand, und drückte die ihre. Dann trat er an ihr vorbei zu dem Toten.

„Der Jaun! — Der Doktor! — Siehst! — Wahrhaftig der Jaun! — Man kennt ihn noch wohl!“ Ein Gewirr erregter Stimmen wurde laut.

Der Pfarrherr stand auf und lüftete den Hut.

„Was ist geschehen mit dem Mann?“ fragte Jaun. Sein Wesen war auf einmal sicher und kraftbewußt; von diesem Wesen, das er fand, wenn er an ein Krankenlager trat, sagten die Professoren und Studenten zu St. Felix, daß es ihn, den sonderbaren Menschen, den Bauern, völlig verändere und jedem, selbst dem, der just noch über seine Linkischheit hatte lachen wollen, Achtung abzwinge.

Der Pfarrherr stand ihm Rede. „Erfallen soll er sein, sagen die einen! Nicht, Clari-Marie, erfallen, meint Ihr?“

Die Clari-Marie stand, die Arme ineinander geschlagen da. Sie nickte zu dem, was der Pfarrer sagte. Da blickte der Jaun auch sie an. „Tag,“ sagte er leise. Über den Toten streckte er die Rechte hin und mit der Linken rückte er unwillkürlich wie aus innerem Zwang am Hut. Das hatte er vorhin bei der Cille nicht getan. Die Clari-Marie löste langsam die Arme und nahm kurz seine Hand. „Tag,“ sagte sie; ihr Gesicht zuckte nicht dabei.

Darauf ließ er sich bei dem Toten nieder. „Helf einer, entkleidet muß er sein!“ sagte er. Ein Mann trat herzu, auch der Pfarrherr griff an. Der Jaun untersuchte genau, lange sagte er kein Wort. Dicht an der Schläfe trug der

---

*) Kristalle.

Tote eine Wunde. Die untersuchte er zuletzt. Als er die Hand daran legte, scholl eine Stimme hinter ihm. „Lang hast gebraucht, bis du das gefunden hast!" Die Clari-Marie hatte noch immer dieselbe klare, laute Stimme. Der Jaun wußte, daß jetzt viel höhnische Gesichter in seinem Rücken waren. Er gab keinen Bescheid; aber es stieg etwas heiß in ihm auf. Sorgfältig prüfte er die Wunde. „Von einem Gewehrschuß", sagte er dann in kurzem, sicherem Ton. Er stand auf dabei.

„Was?" kam ein hastiges Fragen aus der Menge. Die Köpfe reckten sich weiter vor. Da sah sich die Clari-Marie um. Ihr Blick ging über die Gesichter, scharf, gerade. „Narrheit", sagte sie. „Wie sollte so etwas geschehen im Isengrund! Wer sollte dem etwas zuleid getan haben! Da soll jetzt nicht einer herkommen wollen und das Dorf in Verruf bringen und das Gericht herauf. Wir können ohne Gericht sein da oben, haben lang genug schon keins gebraucht. Erfallen ist er, der Wipfli, erfallen da am Gaden!" und sie wies an die scharfe Eckkante der Scheuer, wo eine Blutspur deutlich sichtbar war.

„So hat er gelegen, als ich ihn gefunden habe," sagte der Furrer, der plötzlich im vordersten Glied stand. Sein Ton war ein wenig heiser. „Dort hat er mit dem Kopf aufgeschlagen." Er deutete auf die blutige Stelle und wies mit den Händen, welche Lage der Körper gehabt hatte.

„So ist es," sagte die Clari-Marie. „Da ist er ausgeglitten, und die Ecke hat ihm die Schläfe eingeschlagen."

Der Jaun sah sie an. Als ihr Blick den seinen traf, mußte er zu Boden sehen und wußte nicht warum. Aber er schüttelte den Kopf. „Es wird sich zeigen," murmelte er. „Anzeigen werde ich es."

(Fortsetzung folgt)

Nachtwächter Smith.

Skizze von **Walter Techen-Wien.**

Am 25. Oktober morgens um 7 Uhr wurde der Nachtwächter Smith im Direktionszimmer der Handelsbank, einem kleinen aber gut fundierten Privatunternehmen in der Clevelandstraße, von der Aufwartefrau Margaret Button, die sich gerade anschickte, die tägliche Säuberung der Bureauräume vorzunehmen, hinter der Türe liegend aufgefunden.

Frau Button hatte sich in ihrem Leben an Kummer gewöhnt. Sie faßte sich schnell und nahm sachlich zu der Angelegenheit Stellung. Da energisches Schütteln am Arme Smith zu keiner Gegenäußerung veranlaßte, ging sie vorsichtig um ihn herum und sah nun, daß er tot war. Aus seiner Brust ragte der Griff eines stehenden Messers, seine Stirn war zerschmettert. Der dicke Teppich hatte viel Blut getrunken. Ohne etwas zu betasten, verließ Frau Button das Chefzimmer. Durch den Apparat des Prokuristen benachrichtigte sie die Polizei.

Die Mordkommission traf in kurzer Zeit ein. Sie stellte mühelos fest, daß Smith von mindestens zwei Tätern überfallen worden war. Diese hatten sein Kommen gehört und ihn im Dunkeln erwartet. Der eine schlug ihm mit einem stumpfen Gegenstand den Schädel ein, gleichzeitig führte der andere den Stich. Die Waffe wurde aus der Wunde gezogen. Sie zeigte keine besonderen Merkmale. Ein gewöhnliches, grifffestes Messer, wie es für wenige Pfennige in jeder Straße gekauft werden konnte. Fingerabdrücke fand man sowohl an dem Dolch als auch an dem erbrochenen Schreibtisch und der standhaft gebliebenen Panzerkasse. Keinerlei Zweifel herrschte darüber, daß die Verbrecher vom Hofe aus durch ein Fenster des Waschraumes einstiegen und entkamen. Smiths Ableben wurde auf 1 Uhr nachts festgestellt. Hiermit erschienen die Erhebungen am Tatorte erschöpft. Die Beamten gingen, nachdem sie den armen Smith photographiert und die gesammelten Fingerabdrücke sorgfältig verwahrt hatten, ihres Weges. Wenige Minuten später wurde die Leiche fortgeschafft. Frau Button nahm ihre Tätigkeit auf. Als um 9 Uhr das Personal antrat, war bis auf den Teppich alles in Ordnung. Den Direktor schmerzte der Verlust von 12 Pfund Sterling, die im Schreibtisch fehlten. Er beeilte sich, dies dem zuständigen Kommissar in Old Bailey persönlich mitzuteilen. Dort erfuhr er, daß die Prüfung der Fingerabdrücke ergebnislos verlaufen sei, obwohl sie bereits öfter vorlagen, da die Karthotek nichts Identisches enthalte. Auch die Frau des ermordeten Nachtwächters konnte bei ihrer Vernehmung wohl grenzenloses Leid äußern, nichts jedoch, was für die Ermittlung der Täter dienlich gewesen wäre.

Am selben Morgen um 7 Uhr erweckte draußen in Londons Vorstadt heftiges Klopfen die Gebrüder Szeikowsky. Paul und Karl liebten sich, wie Brüder es tun sollen. Nach Beendigung des Krieges aus Polen zugewandert, bildeten sie das Rätsel ihrer Nachbarn. Wären die beiden weniger schäbig und schmutzig gewesen, hätte man sie für Rentner gehalten. So aber zerbrach sich alles den Kopf, wovon das edle Paar seine Ausgaben bestritt. Es stand fest, daß die Brüder keinerlei Arbeit verrichteten.

Als das Klopfen nicht nachließ, erhob sich Paul, zog einen Mantel über und schlürfte fluchend an die Tür. Es war Freund William, der herein spazierte. „Raus mit euch!" brüllte er. „Wir gehen zum Film." Seine Stammkneipe war nämlich am vergangenen Abend durch das Eintreffen eines Gentlemans überrascht worden, der die anwesenden Besucher musterte. Der Herr näherte sich William, stellte sich als Regisseur der West-Film-Compagnie vor und lud ihn ein, sich am anderen Morgen bei ihm zu melden. Er benötigte für eine Kaschemmenszene noch einige Typen wie William und würde ihm dankbar sein, wenn jener zwei oder drei weitere, ähnliche Gestalten mitbringen könne.

Szeikowskys waren vom Entzücktsein weit entfernt. William mußte große Beredsamkeit aufbieten, sie zum Mitgehen zu bewegen. Endlich machten sie sich fertig. Sie wollten die 10 Schilling doch einheimsen. Gegen 9 Uhr erreichten sie das Atelier. Man schminkte sie und wies sie an zu warten. Nachmittags kam die Kaschemmenszene an die Reihe. Der Regisseur verteilte die „Typen" im Hintergrunde und sagte ihnen, was sie zu leisten hätten. Ins Vordertreffen kamen einige richtige Schauspieler. Die Brüder saßen allein an einem Tische. Karl sollte sich mit beiden Armen über die Platte flegeln und einen Betrunkenen markieren, Paul in eine zur Verfügung gestellte Zeitung blicken. Nach kurzer Probe erhellte grelles Licht den Saal. Die Aufnahme begann. Paul las pflichtgetreu in seinem Blatte. Plötzlich interessierte ihn etwas lebhaft. Er fuhr zusammen, beugte sich zu Karl und murmelte in polnischer Sprache auf ihn ein. Der Aufnahmeleiter zollte Paul Szeikowsky ob dieses ungemein natürlich wirkenden Ausbaus seiner Rolle Lob. Die Sache war erledigt. Sie erhielten ihr Geld, konnten verschwinden. —

Wer die Neuigkeiten einer Durchsicht würdigte, die unter der Rubrik „Aus der Gesellschaft" der Öffentlichkeit unterbreitet werden, hatte erfahren, daß die Gräfin Ginska, aus Warschau eingetroffen, sich bei Verwandten in der City aufhielt. Die Gräfin Ginska war reich und doch arm: taubstumm geboren. Ihre Vergnügungen beschränkten sich auf Reisen, das Legen von Karten, Lesen, sowie auf den Besuch von Lichtspieltheatern. Am 13. Mai abends 7 Uhr fühlte sie wieder das Bedürfnis, sich durch die Leinwand zerstreuen zu lassen. Sie machte sich auf, ein Kino zu entdecken, dessen Programm ihrem Geschmack zusagte. Gegen 9 Uhr stürzte sie in die Wachstube der Hillstreet und teilte dem Polizeileutnant durch Zeichen mit, daß sie dringend Bleistift und Papier benötige. Als sie dies erhalten hatte, schrieb sie emsig. Dann übergab sie dem Offizier den Zettel, der ihm folgende Kenntnis brachte:

„Ich bin die Gräfin Ginska und wohne Waterloostreet 21. Infolge meines Gebrechens mußte ich mich daran gewöhnen, aus den Lippenbewegungen meiner Mitmenschen deren Worte zu entnehmen. Ich komme soeben aus dem Hydepark-Kino, in dem ein Film läuft, in dessen einem Akte ein Verbrecherkeller dargestellt wird. Durch Zufall blieb mein Blick an zwei Personen haften. Sie sitzen an einem Seitentische. Einer der Männer liest, der andere schläft oder ist berauscht. Weiter haben diese Leute nichts zu tun. Auf einmal läßt der Lesende das Blatt fallen und sagt entsetzt zu seinem Kumpan auf polnisch: „Du hast das Messer vergessen, du Teufel! Es wird uns an den Galgen bringen. Wer hat dich stechen geheißen? Der Kerl hatte von meinem Hieb mehr als genug". Der Umstand, daß die

Beiden keinerlei Rolle hatten, das auffallende Erschrecken des einen und besonders die Tatsache, daß der Ausspruch in meiner Muttersprache erfolgte, macht es mir zur Gewißheit, daß er ernst gemeint war und sich auf eine begangene Untat bezieht."

Die West-Film-Compagnie konnte keine Auskunft erteilen, da sie sich um Gelegenheitsstatisten nicht kümmerte. Immerhin war der Stein im Rollen. Die Polizei ahnte, auf was sich das von der Gräfin Ginska belauschte Gespräch bezog, und ließ nicht mehr locker. Die Bilder der verdächtigen Filmkomparsen trug jeder Bobby bei sich. Zeitungen und Litfaßsäulen gaben ihnen Raum.

Am 18. Mai morgens um 7 Uhr bemerkte Wachtmeister Pratt den ahnungslosen Karl. Das Gesicht kam ihm bekannt vor. Einige Sekunden arbeitete Pratts Gehirn fieberhaft. Es suchte in allen Gedächtniskammern. Dann trat die richtige Stelle klar hervor. Karl ging nach Besorgung des Frühgebäcks in Unschuld und Fröhlichkeit in sein Haus. Unten an den Eingang postierte sich Wachtmeister Pratt, den entsicherten Revolver umspannt haltend. Die Falle hatte sich geschlossen.

Ein Auto hielt wenige Schritte vor Pratt. Vier plumpe Riesen schickten sich an, Szeikowskys ihre Aufwartung zu machen. Karls Kaffee war fertig, er servierte Paul höflich das Frühstück, da sprang die Tür auf. Der Kampf, kurz aber heftig, verlief so, daß die Riesen die Brüder als Beute mit sich schleppten, Pratt patrouillierte weiter.

Die unbekannten Fingerabdrücke in der Polizeidirektion fanden ihre Besitzer. Manch schleierhafter Einbruch und Raubanfall ging seiner Klärung entgegen. Die Nachbarn hatten geirrt. Karl und Paul waren sehr tätig gewesen.

Nach der Verhandlung sah man ihnen die meisten der verwirkten Strafen nach. Sie waren ganz Eigentum des Nachtwächters Smith. Der führte sie am Strick davon.

Bevor dieser peinliche Augenblick der Szeikowskys irdischem Dasein ein Ziel setzte, verdammten sie William und den Film, besonders aber alle taubstummen Gräfinnen gründlich in allen Sprachen, deren sie mächtig waren, hauptsächlich jedoch in der polnischen, die das Unheil über sie gebracht hatte.



Bunte Chronik



* **Wie entstehen die Perlen?** Für viele Jahre war die Herkunft der Perle unbekannt, und ein persischer Dichter berichtet von einer hübschen Legende, welche offenbar die Aufgabe hotte, an die Stelle einer wirklichen Erklärung für den Ursprung der Perle zu treten. Nach dieser Sage entstanden die Perlen aus den ersten Regentropfen, welche vom Himmel in das Meer fielen. Sie fielen in das Meer und wurden von den Wogen hin- und hergeschleudert. Da klagten die Regentropfen: Wir sind so fein und zart, wie sollen wir bestehen in dieser Unendlichkeit? Da antwortete die See: Eure Bescheidenheit gefällt mir. Ich will euch in Tropfen des Lichtes verwandeln. Ihr sollt das reinste und am meisten verehrte Juwel werden. . . Die Perle. Heute ist es allgemein bekannt, daß die Perle ihre Entstehung einer Ausscheidung verdankt, welche durch einen, in die Muschelschale eingedrungenen Fremdkörper entstanden ist. Zu den ersten Völkern, welche sich diese Erkenntnis in praktischer Hinsicht nutzbar zu machen suchten, gehörten die alten Chinesen. Sie brachten winzige Götterbilder zwischen die Schalen der Muschel. Im Laufe der Jahre wurden dann diese von der feinen Perlenhaut überzogen, wobei allerdings mit in den Kauf genommen werden mußte, daß derjenige Teil des Götterbildes, welcher gegen die Muschelschale anlag, von der Perlenhautbildung unberührt blieb. Die Japaner gingen in der Perlenzucht einen wesentlichen Schritt weiter. Sie schoben winzige Kügelchen von Perlmutter zwischen die Schalen der Muschel und erzielten auf diese Weise eine echte, in ihrer Form vollkommene Perle, bei der der Unterschied von einer zufällig gebildeten nur dann festgestellt werden kann, wenn man die Perle durchschneidet. Die Lebenszeit einer Austermuschel wird im Durchschnitt auf zehn Jahre berechnet, während eine Behandlung einer solchen erst nach Erreichung eines Lebensalters von drei Jahren möglich ist. In den nächsten sieben Jahren werden die zwecks Perlbildung behandelten Muscheln durch Körbe gegen ihre Feinde geschützt und von Zeit zu Zeit auch herausgenommen, um sie zu reinigen, bis sie die Zeit ihrer Höchstentwicklung erreicht haben, um nun ihren Weg als Juwel in den Kreisen der Damenwelt anzutreten.

* **Der Säugling unter den Leoparden.** Ein portugiesisches Farmerehepaar in Angola vermißte vor kurzem, als es abends nach Hause kam, sein Jüngstes, einen kaum sieben Wochen alten Säugling, den man tagsüber in der Wohnung sich selbst überlassen hatte. Der erste Gedanke war, daß Neger das Kind geraubt hätten, aber alle Bemühungen, es unter den Eingeborenen der benachbarten Dörfer zu ermitteln, stellten sich als vergeblich heraus. Mehrere Tage verstrichen, und die verzweifelten Eltern gaben schon die Hoffnung auf, den Kleinen jemals wiederzusehen. Zufällig veranstalteten nun Eingeborene ein Kesseltreiben auf einige Leoparden, welche die Gegend unsicher machten. Fünf der großen Katzen fielen den Speeren und Kugeln der Jäger zum Opfer. Auf der Suche nach einer im Dickicht verschwundenen angeschossenen Leopardin hörte man plötzlich aus einer Höhle ein leises Wimmern. Man glaubte zunächst, junge Leoparden vor sich zu haben, drang vorsichtig näher und entdeckte unter dem Körper der soeben verendeten Leopardin den vermißten Säugling, der den Jägern fröhlich entgegenkrähte. Der Kleine war völlig unverletzt. Wie er in die Leopardenhöhle geraten ist, wird wohl nie aufgeklärt werden.

* **Riesenwürste in alter Zeit.** Wenn man heute die leckeren Auslagen an Würsten und Schinken in den Fleischereiläden betrachtet, so kommt man wohl kaum auf den Gedanken, daß solche Leckerbissen, allerdings in ganz anderen Ausmaßen, schon in allen Zeiten hergestellt wurden und eine gewisse Berühmtheit erlangten. So zog nach alten Überlieferungen Ende des 16. Jahrhunderts der Ritter Hans von Schweinichen durch die deutschen Lande, um für seinen Herrn, den Herzog Heinrich von Schlesien, der stark verschuldet war, Darlehen bei den deutschen Reichsfürsten und in den freien Städten aufzunehmen. An den meisten Höfen reagierte man nicht auf seinen Pump; doch Schweinichen war schon zufrieden, wenn er gut aufgenommen und ein nicht endenwollendes Gelage zu seiner und seines Herrn Ehre veranstaltet wurde. Im Jahre 1599 kam der „Reichsnassauer" auch on den Hof des Herzogs Julius zu Braunschweig-Lüneburg. Hier gab es auch keinen harten Taler für die leeren Kassen des schlesischen Herzogs, dafür zeigte man dem Ritter Schweinichen eine Bratwurst, die nahezu 2000 Ellen lang war. Schweinichen sorgte auf seinen späteren Pumpreisen dafür, daß diese Riesenwurst, wovon er selbst ein langes Stück kosten durfte, in Deutschland volkstümlich wurde. Ein zeitgenössischer Kupferstich hat die seltene Szene festgehalten, auf der die Bewunderer der Riesenwurst, die von der gesamten Schlächtergilde im Triumph durch die Gassen getragen wurde, zu sehen sind. Im Jahre 1601, am 1. Januar, haben die Schlächter zu Königsberg eine 1005 Ellen lange Wurst nach dem Schloß der Stadt getragen und Seiner Fürstlichen Gnaden Georg Friedrich, Markgrafen von Brandenburg, davon etliche Ellen verehrt, weil sie innerhalb von 18 Jahren keine gemacht hatten. Sie sind mit Trommeln und Pfeifen angezogen, voran ein Führer mit einem Spieße, aufgeputzt mit Federn und Bändern und weißgrünen Fähnlein. Diesen sind gefolgt 103 Schlächterknechte und haben die Wurst getragen. Auf beiden Seiten sind etliche einhero gegangen, um die Wurst in Acht zu nehmen, daß sie nicht Schaden litte. Zu der Königsberger Wurst, die 22 Stein und 5 Pfund wog, nach heutigem Gewicht beinahe neun Zentner, wurden 81 „lautere" Schweinsschinken verarbeitet. 45 Schweine mußten ihre Därme dafür hergeben, und 1½ Tonnen Salz und fast 20 Pfund Pfeffer wurden als Gewürz verwendet. Drei Meister und 87 Gesellen waren — der Chronik zufolge — mit der Herstellung dieser zweitlängsten Riesenwurst beschäftigt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.